

(Nachdruck verboten.)

41

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Vater Barret, dem der Besitz eines jungen kräftigen Pferdes neuen Mut verlieh, begann die Arbeit mit vollem Eifer. Doch schon hatten ihn die Unruhen und Anstrengungen ausgepumpt; er war nur noch Haut und Knochen, und seine berühmte Mütze saß traurig auf seinem abgemagerten Kopfe. Fast der ganze Ertrag der Kulturen wurde von der Familie aufgebraucht, und die wenigen Heller, die der Verkauf des Gemüses auf dem Markte zu Valencia einbrachte, reichten niemals hin, um am Verfalltage die nötige Summe aufzubringen.

Die Ruhlosigkeit dieser übermenschlichen Arbeit und die Ungerechtigkeit der Vorwürfe, die ihm Don Salvador machte, erregten zuweilen in ihm einen dumpfen Widerpruch, und verworrene Gedanken von Gerechtigkeit blühten in seinem dicken Schädel auf: „Warum gehörten diese Felder nicht ihm? Alle seine Vorfahren hatten diese Erdklumpen mit ihrem Schweiß benetzt und dabei ihr Leben gelassen. Ohne sie, ohne die Barrets, gäbe es hier nur eine starre Heide, unwirtlich wie das Meeresgestade. Und jetzt schnürte er ihm die Gurgel zu und mordete ihn mit seinen Mahnbefehlen, dieser herzlose Geizhals; er war der Besitzer, obwohl er nicht einmal einen Spaten halten konnte und sich sein Lebtage nicht über die Furchen geneigt hatte. Christo! Wie die Menschen doch alles verdrehen und verkehren!“

Doch diese Zornesamwandlungen waren nur vorübergehend, und der Bauer verfanf schnell wieder in seine passive Unterwürfigkeit, in denen hergebrachten, abergläubischen Respekt vor dem Eigentum, er beschränkte sich bald wieder zu der von den Vätern ererbten Anschauung, daß man arbeiten und ehrlich bleiben müsse. Für ihn bestand die größte Schande darin, daß er seine Schulden nicht bezahlen konnte, wie es das größte Unglück gewesen wäre, ein Stückchen von den Aedern zu verlieren, die seine Vorfahren bebaut hatten.

Zur Weihnachtszeit konnte er Don Salvador nur einen kleinen Teil des Pachtzinses bezahlen. Zu Johanni hatte er keinen einzigen Heller beiseite legen können, seine Frau war krank gewesen, und der Arzt- und Apothekerlohn wegen hatte er sogar das „Hochzeitsgold“, die ehrwürdigen Ohrringe und das Perlenhalsband, verkaufen müssen, die den Schatz der Familie bildeten, und deren künftiger Besitz Streitigkeiten unter den vier Töchtern hervorrief.

Der Besitzer wollte keine Vermunft annehmen. Nein, das konnte nicht so weitergehen. Uebrigens waren die Aedern für Barrets Kräfte offenbar viel zu groß und Don Salvador, der, was man auch sagen mochte, ein gutes Herz hatte, wollte nie dulden, daß ein Pächter sich tot arbeitete. Außerdem machte man ihm vorteilhafte Vorschläge wegen eines neuen Pachtvertrages und insolgedessen teilte er Barret mit, daß er das Gehöft so schnell wie möglich zu räumen habe. Es tate ihm sehr leid, aber er wäre selbst arm. . . Ach ja! Bei derselben Gelegenheit erinnerte er ihn daran, daß er die für das Pferd geliehene Summe zurückzahlen habe, die mit den Zinsen und Zinseszinsen einen Betrag ausmachten von . . .

Der Bauer achtete nicht einmal auf die Hunderte von Duros, zu denen die ursprüngliche Schuld mit den schönen Zinsen angewachsen war, so sehr hatte ihn der Befehl, das Gehöft zu verlassen, zerschmettert. Sein von einem langjährigen gräßlichen Kampfe gebrochener Charakter gab plötzlich nach. Er, der nie geweint, heulte jetzt wie ein Kind. Sein ganzer Stolz, sein ganzer maurischer Ernst schwand; er warf sich dem alten Bucherer zu Füßen, flehte ihn um Mitleid an und erklärte ihm, er würde ihn wie einen Vater verehren und segnen.

Einen traurigen Vater hatte sich der arme Barret da ausgesucht. Don Salvador war unerbittlich. Es tate ihm sehr leid, aber er konnte nichts dazu tun, er wäre auch arm und müsse an das Brot für seine Kinder denken.

Der Bauer wurde es müde, um Mitleid zu flehen, er be-

gab sich mehrmals zu dem Besitzer nach Valencia, schalt, wütete, sprach von seinen Vorfahren, von den Rechten, die er auf die Besizung hätte, so daß ihn Don Salvador schließlich vor die Tür setzen ließ.

Die Verzweiflung gab Barret seine Energie zurück. Er wurde wieder der stolze, entschlossene Sohn der Huerta, der das Recht für sich zu haben glaubte. Sein Herr wollte ihn nicht hören, er weigerte sich auch, ihm die geringste Hoffnung zu lassen? Gut! Von jetzt ab brauchte er keine weiteren Umstände mehr zu machen; wenn er mit ihm sprechen wollte, so konnte er zu ihm kommen. Man würde ja sehen, ob jemand fest genug war, ihn aus seinem Hause herauszubringen! Und er arbeitete weiter, war aber auf seiner Hut und beobachtete jede ihm unbekannte Person genau, die in der Nähe auftauchte, als erwartete er jeden Augenblick, von einer Räuberschar angegriffen zu werden.

Er wurde vor das Gericht befohlen, erschien aber nicht. Er wußte ganz genau, was das zu bedeuten hatte, das waren Fallen, um ehrliche Leute ins Unglück zu bringen; wenn man ihn bestehlen wollte, nun gut, so sollte man ihn auf den Feldern auffuchen, die Stüde seines Lebens waren, und die er als solche auch verteidigen wollte. Eines Morgens teilte man ihm mit, nachmittags würden die Leute vom Gericht kommen, um gegen ihn vorzugehen, sie würden ihn aus seinem Hause treiben und zur Deckung seiner Schulden alles pfänden, was in der Hütte war; in der nächsten Nacht würde er nicht mehr darin schlafen. Diese Nachricht erschien ihm so seltsam, daß er ihr keinen Glauben schenken wollte. Das war gut für die Spitzbuben, für die, die nie bezahlt hatten. Aber er, der sich stets das Blut aus dem Leibe gearbeitet, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, er, der auf diesem Grund und Boden geboren war . . . ach, warum nicht gar . . . Schließlich lebte man doch nicht unter Wilden, die kein Mitleid und keine Religion besaßen! . . . Doch als er am Nachmittag auf dem Wege schwarzgekleidete Herren, häßliche Leichenvögel, mit Papierrollen unter dem Arm auftauchen sah, da hegte er keinen Zweifel mehr. Das war der Feind. Diese Leute wollten ihn plündern. Er fühlte, wie die blinde Tapferkeit des Mauraen in ihm erwachte, der alle Beleidigungen erträgt, aber vor Wut wahnsinnig wird, wenn man an sein Eigentum rührt; und schnell eilte er in seine Hütte, packte das alte Gewehr, das er stets geladen hinter der Tür stehen hatte, stellte sich unter das Spalier und riß das Gewehr an die Wade, fest entschlossen, auf den ersten dieser Diebe von Gerichtsmenschen, der den Fuß auf seinen Acker setzen würde, zwei tüchtige Kugeln abzugeben.

Seine Frau, die krank war, und seine vier Töchter stürzten wie die Wilden schreiend heraus, klammerten sich an ihn und versuchten, ihm die Waffe zu entreißen, deren Lauf sie mit beiden Händen gepackt hatten. Und dieser Kampf, in dem sie sich hin und her zerrten und von einem Ende des Spaliers zum anderen stießen, erregte einen solchen Lärm, daß die Bewohner der benachbarten Gehöfte heraustraten und herbeiliefen. Pimento bemächtigte sich des Gewehres und nahm es kluger Weise mit nach Hause. Barret folgte ihm, von einigen kräftigen Burschen gehalten; vergeblich versuchte er die Waffe wieder zu fassen, und so tobte er denn seine ohnmächtige Wut in Schimpfworten auf diesen Kerl aus, der ihn hinderte, sein Eigentum zu verteidigen.

„Pimento! Gib, gib mir mein Gewehr zurück!“

Doch Pimento lächelte mit nachsichtiger Miene; er freute sich, daß er dem wütenden Alten gegenüber den gutmütigen, väterlichen Freund spielen konnte. So kamen sie bis zu Pimentos Haus, wo man den Unglücklichen hineinschleppte und ihm, unter Beobachtung der geringsten Bewegungen, Moral zu predigen und Ratsschläge zu geben begann, damit er keine Dummheit begehen sollte. „Ihr müßtet doch die Augen aufmachen, Vater Barret, es waren doch Gerichtsmenschen, und wenn der Arme die angreift, behält er nie die Oberhand. Mit Ruhe und List erreicht man immer sein Ziel.“

Währenddem schrieben die häßlichen schwarzen Vögel ein Stück Papier nach dem andern in Barrets Hütte voll, warfen mitleidslos die Sachen und die Möbel durcheinander, notierten alles, bis auf den Stall und den Hühnerhof, während die Mutter und die Töchter vor Verzweiflung jammerten, und die

Vor der Tür versammelte Menge wie ein bestürzter Chor dieser Tragödie entsetzt den einzelnen Phasen des Gerichtsverfahrens folgte. Dabei bemühte man sich, die armen Frauen zu trösten und stieß dumpfe Flüche gegen diese Kanaille von San Salvador und die Individuen aus, die sich dazu hergaben, den Willen eines solchen Hundes auszuführen.

Als die Dunkelheit hereinbrach, war alles vorüber. Die schwarzen Männer hatten die Tür geschlossen und den Schlüssel mitgenommen; und es blieben den Ausgetriebenen nichts weiter als zwei bis drei Bündel mit alter Wäsche, abgetragenen Sachen und einbeutel mit Werkzeugen; das war alles, was sie aus der Wohnung mitnehmen durften.

Die im Fieber zitternde Frau und die von Schluchzen geschüttelten Töchter flüchteten sich zu einer Nachbarin, die ihnen Obdach angeboten hatte. Die Leute in der Cuerta waren gute Menschen, die sie sehr lieb hatten, allerdings war man nicht reich, aber in Ermangelung eines Besseren konnte man doch wenigstens eine Matte teilen.

Der Vater war unter der Obhut Pimentos geblieben. Sie setzten sich auf Strohsühlen bei matten Licht eines hängenden Lämpchens gegenüber und rauchten eine Zigarette nach der andern. Nach seinem Wutanfall war der arme Mann in Stumpfsinn verfallen; der andere bemühte sich, ihn aufzurichten und ihm ein bißchen Mut einzusprechen. Zum Teufel, man mußte sich wegen eines solchen Gallunken von Wucherers doch nicht so aufregen! Wenn Don Salvador das sähe, würde er sich erst recht freuen. Die Stunde der Abendmahlzeit war da, und es war das Beste, einen Bissen zu genießen. . . . Doch Barret gab keine Antwort, sondern sprach nur in einzelnen Silben; von Zeit zu Zeit wiederholte er mechanisch:

„Pimento, gib mir die Büchse wieder!“

Pimento lächelte mit geheimer Bewunderung für diesen alten Mann, den die Cuerta stets für einen Kleinmütigen Menschen gehalten hatte, und der plötzlich diese wilde Wut zeigte. Ihm sein Gewehr zurückgeben . . . ja gewiß . . . gleich . . . man sah es an seiner krausen Stirn, was er damit anfangen wollte! . . . Und der Alte bestand darauf, jammerte, wütete und beschuldigte Pimento des Verrates. Um neun Uhr abends erklärte er, er wolle nicht länger unter dem Dache eines falschen Freundes bleiben, der mit seinem Henker gemeinsame Sache machte, und erhob sich, um fortzugehen.

Pimento versuchte nicht, ihm den Weg zu versperren. Um diese Zeit konnte der Alte nichts Böses mehr anrichten, mochte er doch unter freiem Himmel schlafen, wenn er durchaus Lust dazu hatte!

Und Pimento schloß seine Tür und legte sich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

Dänemark verfügt über eine ganze Anzahl von Künstlern, denen allen eine gewisse Reife und Sicherheit des Arbeitens eigen ist. Es zeigt sich da eine der französischen Kultur ähnliche Feinheit der Auffassung und Technik, dabei aber fehlt das Scharf-Prononcierte, das für Frankreich charakteristisch ist. Ein solcher Künstler einer feinen, aber zugleich noch starken Kultur ist der Däne Peter Severin Kroher, von dem bei Keller u. Reiner eine ganze Reihe von Arbeiten zu sehen sind.

Kroher hat eine ausgesprochene Vorliebe für das Zeichnen. Er modelliert plastisch genau den Körper, die Hand, das Gesicht. Er bedient sich dabei mit Vorliebe des Pastells, dem er eine seltene Kraft und Festigkeit durch die Art, wie er es behandelt, gibt. Seine Pastellarbeiten zeichnen sich schon durch ein riesenhaftes Format aus. Lebensgroße Figuren stellt er dar, stellt sie zu Gruppen zusammen. Dabei benutzt er geschickt das Papier als Untergrund mit, und es ist interessant, zu verfolgen, wie er aus einem Gewirr leichter, farbiger Striche einen Körper in voller Anschaulichkeit und Gegenwart entstehen läßt. Ueberall sieht das getönte Papier hindurch, die Farbe ist nur wie ein nebartiger Uebergang. So zwingt Kroher nicht die leichte Technik zu außer ihr liegenden Zielen. Dennoch aber gelingt es ihm, dem Pastell einen ernsten, künstlerisch herben Ausdruck zu geben. Die zeichnerische Struktur eines solchen Riesensblattes, das seiner Größe wegen oft Falten wirft, ist bewundernswert. Lebhaftigkeit zeichnet das Doppelbild eines Sängers und einer Sängerin aus, er begleitet auf der Mandoline, sie singt, gelbliches Licht liegt im Raum und beleuchtet matt die Gesichter, die Hände, die Kleider. Dagegen wirkt das große Porträt einer schwarz gekleideten Dame in ganzer Figur strenger. Es ist trotz seiner farbigen Ausführung fast nur als eine Zeichnung zu werten. Es ist fest hingeschrieben, kein Strich ist unsicher. Eine weichere

Behandlung hat der Künstler dem Porträt einer Mutter mit der Tochter beim Arbeiten sitzend zuteil werden lassen. Auch hier scheint das Papier überall durch und wirkt als Farbe mit.

Man würde aber fehl gehen, wollte man nun etwa annehmen, die Farbe als solche wäre Kroher fremd, und er wäre nur als Zeichner anzusehen. Daß er eine ebenso ausschließliche Freude an der Farbe hat, das beweist eine Reihe kleiner Landschaften, die ganz aus malerisch-farbige Erscheinung gestimmt sind. Meist kleine Ausschnitte, Meerbilder, Gebirgszonen. Die ersteren zeichnen sich durch den bläulichen Dunst aus, der über dem stillen Wasser liegt, so daß Wasser und Strand sich leicht zu verwischen scheinen. Jede Einzelfarbe geht unter in dem flüssigen Ganzen der Erscheinung, und das Bild wirkt wie ein einziger, harmonischer Tonwert. Lebhafter gestaltet Kroher diese Motive, indem er den nackten Körper eines ins Wasser patchenden Knaben zu der bläulich schimmernden Flut in Gegensatz bringt. Die Gebirgsbilder sind ebenfalls denkbar einfach. Es fesselt den Künstler auch hier die malerische Lusterscheinung, das Zusammengehen des fatten, tiefen Grün, in dem schon eine dunke Nuance enthalten ist, und des matten Grau der Wolken und des Himmels. Dadurch wirkt solch Bild sehr einheitlich, ruhig und eindringlich.

An die Interieurbilder Menzels mahnen die kleinen Bilder, auf denen eine Gesellschaft, eine Versammlung, die von flüchtigem, sanftem Licht beleuchtet wird, dargestellt ist. Der Gesamton ist graugrün, und es flimmert darüber hin von zuckenden Strahlen, die das sich brechende Licht wirft. Eine warme Innenluft weht in diesen Bildern, auf denen alle scharfen Konturen leise verwischt sind, und doch jeder einzelne in seiner körperlichen Erscheinung fest da steht.

Zum Schluß seien noch die freien, kräftigen Radierungen Krohers erwähnt, die die sichere Zeichnung des Künstlers von neuem bewähren. Aus einer Unsumme von Strichen und Stricheln schießt sich plastisch und groß ein Kopf zusammen, der zuletzt leicht und sicher da steht.

Eine reichhaltige Stillebensammlung, die aber recht ziellos zusammengestellt erscheint, bietet eine große Auswahl für jeden Geschmack. Da ist eine ganze Kollektion von in holländischer Manier dunkel gemalten Stilleben. Dann leichter und etwas düstiger Blumenarrangements, ohne daß etwas Bemerkenswertes charakteristisch sich heraushebt. Am meisten fallen die Franzosen auf. Da ist Manet mit seinem berühmten „Bund Spargel“, der auf kraugrüner Unterlage liegt und kühl weiß und lila leuchtet. Dann Manet, der weniger monumental als Manet eine reichere Farbigeit erstehen läßt, er bringt rotgelbes Obst und graue Hühner auf weißer Decke zusammen. Dann der resolute Cézanne, der ein paar Äpfel auf weißer Decke zeigt, er ist derber als Manet und farbiger als Manet. Er hat eine entschlossene, temperamentvolle Handschrift, er vereinfacht und unterstreicht die Hauptfarben und ist in dem Finden dieser so sicher, daß er mit wenigem erreicht, was sich vielen bei noch so eingehender Behandlung versagt: die Fülle und Plastik der farbigen Erscheinung. Raffinierter, tofetter ist Lucien Simon, dessen Farbenwelt die prädelnden Nuancen liebt. Seine malerische Behandlung ist leicht und pilant und man denkt bei ihm zugleich an Japan und an das Koloto. Wie er leicht einen Zweig aus einer Vase aufsteigend malt und dahinter einen Ausblick durch eine offenstehende Tür gibt, das ist apart gesehen und gemalt. Unter den modernen Deutschen sind zwei bemerkenswert, Robert Dreher und Adolf Hölzel, der eine Berliner, der zweite Dachauer. Beide sind in ihrer Art charakteristisch. Dreher folgt den französischen Spuren. Er liebt die breite Wirkung, die zugleich etwas Sicheres, Elegantes hat. Er stellt japanische und chinesische Vasen zusammen, und es gelingt ihm namentlich gut, den weichen Schmelz des gelblich-weißen Steinguts, auf dem in Blau ein Dekor erscheint, zu malen. Eigenartiger ist Hölzel. Er steht ganz auf eigenen Füßen. Die Münchener Tradition, die Vorliebe für das Farbige hat er übernommen. Er bildet sie eigen aus. Ein außerordentlich reicher Wechsel von Nuancen, die alle auf ein trübes Gelb, das den Ton der Luft im Zimmer sein wiedergibt, zusammengehen und sich äußerst subtil aus kleinsten Teilen zusammensetzen, macht das kleine Stilleben zu einem feinen Werk, das man gern und lange betrachten kann.

Im Künstlerhaus ist eine Kollektivausstellung von Werken Josef Bloks zu sehen, eines Künstlers, dessen Arbeit im ganzen vielleicht ungleich ist, der aber dennoch durch manches Interessante fesselt. Seine Entwicklung, die hier annähernd zu übersehen ist, wirkt manches Licht auf die Perioden, die im allgemeinen die Malerei unserer Zeit durchmachte. Da sehen wir Genrebilder und dunkle, trübe Porträts, wie sie früher beliebt waren. Auch große religiöse Bilder malte Blok, die sich durch eine großzügige Komposition auszeichnen, deren Eindruck erhöht wird durch gut zusammengestellte Farbensflächen. Dann kommen Porträts, die an Venbach und Samberger erinnern, eine pilante Farbensammlung, eine etwas nervöse Manier, besonders bei Frauenköpfen auffallend. Speziell an den Münchener Samberger mahnt ein Herrenporträt, das sehr momentan aufgefaßt ist und mit seinen grellen Gegenübern, schwarz und braungelb und weiß, sich plötzlich hervordrängt. Dann aber werden die Farben weicher und voller. Die Porträts, die er nun malt, haben eine altmeisterliche Ruhe

und zeigen eine souveräne Beherrschung des Materials, es ist ein ewiger Wechsel, ein weiches Zueinanderübergehen der Farben darin, und doch ist der Gesamteindruck ein geschlossener. Es gelingt dem Künstler, den schwarzen Anzug farbig zu beleben und ihn als Einheit zu geben, so daß der Kopf schließlich doch im Mittelpunkt steht. Nichts wirkt tot auf den Bildern dieser Zeit, alle Stellen sind irgendwie malerisch bedacht. Dann scheint der Künstler in das Stromwasser der neuen Malerei gekommen zu sein. Plötzlich werden alle Farben leicht, und eine leichte Farbigeit, bei der ein zartes Grau als Hintergrund dominiert, macht sich überall bemerkbar. Es ist, als ob plötzlich ein Fenster geöffnet wird und Licht flutet doll herein. Die schweren, düsteren Atelierfarben schwinden, und das reine Tageslicht breitet sich über alle Dinge aus. Da malt nun Bloß allerlei farbig reizvolle Dinge. Damen im Maskenloft mit breitem, grauem oder gelbem Bierrothut, ein feiner, vor einem Spiegel auf weißem Fell sitzender Rückenakt mit delikaten, ruhigen Farbentönen, Stilleben (dunkle Flaschen auf glattem Tisch, der die Farbe hell reflektiert) und das Bild eines auf dem Sofa sitzenden jungen Mannes mit rotblondem Haar, während das Sofa, der Anzug in trübem, grünlichem Grau gehalten sind. Der „Träumer“ ist das Bild betitelt. Leise und weich gehen die Farben ineinander über und scheinen wie gedämpft, wie hinter einem Schleier. Dies ist sicher eines der feinsten Bilder von Bloß, und vergleicht man die früheren, „schweren“ Porträts damit, so merkt man den Unterschied und den Fortschritt. Es verliert sich immer mehr das Absichtliche im Arrangement, immer stärker drängt sich das Interesse für die malerische Erfassung eines Motivs vor, und das Inhaltliche tritt zurück. So lösen sich auch die dunklen, saucigen Farben und es macht sich eine hellere, leichtere, natürlichere Koloristik bemerkbar. Daß der Künstler diesen typischen Entwicklungsgang so resolut durchmacht, zeugt von seinem intelligenten Können, und darum bietet die Aufeinanderfolge dieser Arbeiten viel Lehrreiches. Sie ist im Kleinen eine Vorlesung über die Entwicklung der gegenwärtigen Malerei überhaupt.

Die Arbeiten des jungen Bildhauers Walter Scharje zeugen von solider Fertigkeit. Die gelb getönte Wüste einer Dame ist geschmackvoll und einfach. Die Brunnenanlage gefällt ebenfalls durch die Abwesenheit jedes Bombastes. Doch scheint der ziemlich unmotiviert aufgestellte weibliche Akt als Mittelpunkt des Brunnens zu wenig die Anlage künstlerisch zu konzentrieren. Gut wirkt das Verhältnis zwischen dem Mittelbau, der nicht zu hoch ist, und dem breiten, einfachen flachen Becken. Auch die in Bronze gearbeitete „Römerin“ ist eine gefällige, tüchtige Arbeit. Im ganzen haben wir es in Scharje mit einem ernst strebenden Künstler zu tun, dem aber die markante Persönlichkeit noch mangelt, man ist aber erfreut, einem tüchtigen Können zu begegnen, dem Aeußerlichkeiten fremd sind, und der einen Sinn für formales Empfinden hat.

Es sei noch ein ausgezeichnetes Bild von Menzel erwähnt, das hier zur Ausstellung gelangt. Es stellt einen Falken dar, der hoch oben im Luftraum auf eine Taube herabstößt. Der blaue Raum ist vorzüglich gemalt, ist voller Licht, so daß man es merkt, sich hoch über der Erde zu befinden. In dieses Blau ist prächtig der braune Körper des Falken hineingeseht, voller Leben, wie er mit plötzlicher, scharfer Wendung herabstößt. Das Tier ist vorzüglich gezeichnet, die Bewegung ganz momentan erfasst und äußerst temperamantvoll. Unter ihm die Taube, deren graue Federn sich sträuben. Das ganze Bild ist von packender Lebenswahrheit und legt wieder Zeugnis ab von dem gradezu erstaunlichen, exakten und scharfen Sehen Menzels, dem die Hand so sicher und schnell folgte. Das Bild ist 1843 gemalt, war bisher kaum bekannt. Menzel machte es seinerzeit einem Schützenverein zum Geschenk.

Ernst Schar.

Kleines feuilleton.

rz. Ein Auftrag. Die junge Frau ging, das zweijährige Kind auf dem Arm, singend in der Stube auf und ab. Zuweilen machte sie einige Tanzschritte. Dann jauchzte der Kleine: „Bata! Bata!“ und drehte den Kopf nach allen Seiten.
 „Vater ist noch nicht da. Vater muß arbeiten. Aber bald kommt Vater nach Haus. Ei ja! Dann nimmt er den kleinen Otte und fällt'n so hoch!“ Sie hob das Kind empor.
 Es jubelte und frampelte mit den Beinchen.
 „Da in die Ecke an 'n Ofen setzen wir uns. Den Tisch rücken wir ran. Und die Lampe — ei, die blitzeblanke Aude Lampe! Und alle zusammen essen wir. Vater, Mutter und Otte. Otte kommt auf Vaters Schoß und Vater spielt mit Otten. Ei, ei!“
 „Bata, Bata!“ Der Kleine wippte freudig hin und her, spitzte den Mund und lachte: „Pff, pff, Bata Darre.“
 „Ja, Vater raucht 'ne Zigarre.“
 Ein Windstoß prallte an die Fenster und schüttelte sie. Dann ging es: tad, tad, tad. Dide Tropfen.
 „Gu! Was für'n Wetter is! Wie der Wind pust'! Gu! Und der Regen!“
 „Gu, hu!“ Der Kleine riß die Augen auf.
 „Vater wird schön naß werden.“ Die junge Frau beschloß den Ofen. „Schön warm. Da werden wir wohl nachher Vaters Jade aufhängen müssen.“

„Bata Ude,“ echote es aus Ottos Munde. „Mutta singen.“
 Sie begann also wieder: „Sah ein Knab' ein Röslein siehn —.“ Ein undeutliches Geräusch ließ sie stocken. „Ranu?“ Sie horchte.
 „Es hat doch nicht geklopft?“
 Es klopfte stärker, aber merkwürdig zaghaft.
 „Bata!“ jauchzte der Kleine, die Arme nach der Tür streckend.
 „Bata! Bata!“
 „Nee.“ Sie sah unwillkürlich nach der Uhr. „Das kann doch Vater noch nicht sein.“
 Als sie öffnete, stand draußen auf dem Treppenspur ein Mann mit triefendem Hute, den Mantel aufgeschlagen, glitzernde Tropfen im Bart. Die Hände fuhren zitterig am Mantel entlang, als wollten sie die Nässe abstreifen, und die Augen folgten seltsam hartnäckig diesen Bewegungen. Ohne aufzusehen, grüßte der Mann: „Abend, Frau Lange.“
 Sie sah ihn erst forschend an. Dann sagte sie, leicht aufatmend: „Ach, Sie sind's, Herr Schneider. Ich hab doch beinah 'n Schreck gekriegt. Aber kommen Sie man 'rein in die warme Stube. So naß wie Sie sind!“
 Er folgte zögernd, hinstelnd, sich in den Kragen greifend, den triefenden Hut in der Hand hin- und herwendend und vernied es noch immer, die junge Frau anzusehen. „Kalt ist's,“ sagte er fröstelnd und rieb sich die Hände. „Windig. Schauerhaft!“ Er ging gleich in die dunkle Ecke an den Ofen, wo sein Gesicht im Schattens war.
 „Richtig!“ sagte Frau Lange, „heut is ja Statabend! Und ich wundere mir, wo Sie herkommen. Wollen Sie sich nicht den Ueberzieher ausziehen? Der hat doch keinen trockenen Faden.“ Sie sah an.
 Er wehrte sich. „Oh nee. Ich bleibe nicht lange.“
 Sie lachte: „Sie sind jut, Herr Schneider. Vor zwölfen is doch nicht dran zu denken. Und wenn ich nicht 'n Ende mache und die Lampe auspuste, denn würd's noch mal zwölfe werden — bei'n Stat.“
 Weil sie lächelte, lächelte er auch, drehte den Hut in der Hand und sagte: „Richtig. Statabend. Das hätt' ich wahrhaftig bald vergessen.“
 Sie schüttelte den Kopf: „Aus Jhn' soll einer Aug werden. Oder wollen Sie vorher noch was besorgen?“
 „Ja. Ich — hab' noch was zu besorgen.“ Er sah ratlos zur Seite. „Vor acht — ich meine: vor acht fangen wir ja keimmal an.“ Er fröstelte.
 Frau Lange sah ihn forschend an: „Sind Sie krank, Herr Schneider? Woll'n Sie 'ne Tasse heißen Kaffee?“
 „Oh nee.“ Er wehrte energisch ab. „Es is weiter nichts. 'ne kleine Erkältung vielleicht. Draußen is nämlich furchtbar schlechtes Wetter. Der Wind — und — und denn — der Regen, ja. Hören Sie bloß mal!“
 „Ja, Vater wird ordentlich naß werden.“
 Er senkte den Kopf noch tiefer und würgte an dem ersten Wort. Sagen mußte er's doch! Er hatte ja den Auftrag übernommen! . . . Und zum hundertsten Male überlegte er, wie er beginnen solle . . .
 Er räkel plötzlich auf. Er hatte alles um sich herum gesehen gehabt. Wie lange zauderte er nun schon? Er wußte es nicht.
 Frau Lange begann, den Tisch zum Abendessen herzurichten. Der kleine Otto stand auf dem Sofa, tippte an ein Bild, das an der Wand hing und lachte: „Bata! Bata!“
 „Ja“, Frau Lange wandte sich lächelnd an Schneider. „Was der ohne sein' Vater anfangen sollte, weiß ich auch nicht. Bata! Bata! Das is der Beste! Er läßt 'n nämlich immer Hudepad reiten.“ Und zum Kinde: „Nu muß Vater auch bald kommen.“
 Jäh, ganz unvermittelt lehrte sie sich, Befreunden in Blid und Miene, zu dem Kollegen ihres Mannes: „Aber Sie arbeiten doch mit Heinrich auf einem Bau jezt?“
 „Ja“, er nickte eifrig. „Heut haben wir die Vorderseite gestrichen. Bis ins zweite Stock waren wir schon —“
 Sie trat mit großen Augen zu ihm heran: „Sagen Sie mal, Schneider: haben Sie getrunken? Was is denn das bloß mit Jhn'?“
 Er lachte. Ein seltsames Lachen.
 „Kriegen Sie bloß keinen Schred, Frau Schneider.“
 „Schred? Schred?“ In ihren Augen flackerte die Angst auf; das Herz ging in heftigen Stößen.
 Er war plötzlich wie verwandelt, nahm allen Mut zusammen, ergriff sie bei der Hand und führte sie zu einem Stuhl; dann nahm er den kleinen vom Sofa und hielt ihn auf dem Arm: „Es ist 'n Unglück passiert, Frau Lange.“
 „Ach!“ Sie schrie auf und fuhr hoch: „Heinrich!“
 Er drückte sie wieder auf den Stuhl: „Seien Sie mal ganz ruhig, Frau Lange, ja?“
 Ihre Augen füllten sich. Sie nickte resigniert: „Heinrich is tot.“
 „Nee. Tot nicht. Er lebt noch. Und der Arzt meint, daß er durchkommt.“
 Sie weinte nur still.
 „'n Tau ist gerissen. Muß sich durchgeschauert haben. 's Gerüst is den ganzen Tag hin- und hergeschauelt von dem Wind. Ich hab nicht man noch eben festgehalten.“
 Sie sprang auf: „Wo is er?“ Rief zum Schrank und zog sich einer:

Mantel an. Rahm den Kleinen und hüllte ihn in ein Umschlagetuch.
"Kommt, Otte, Batern besuchen."

Schneider wollte sie festhalten: „In der Charité liegt er. Es darf keiner zu ihm rein.“

„Was?“ Sie schrie es mit zornigen Augen. „Ja, seine Frau, komm nicht zu ihm? Na, das woll'n wir doch erst mal seh'n!“ Sie eilte fahrig hin und her. Blöcklich wandte sie sich mit hagerfüllten Blicken zu dem Lieberbringer der Nachricht: „Und Sie quatschen auch erst hin und her und stehen da wie Aulpe. Und mein Mann kann sterben — und ich hab'n nich noch mal geseh'n!“ Sie eilte zur Tür.

Schneider war ganz blaß geworden. Er setzte den Hut auf und sagte leise: „Ja wünsch' Ihnen nich, Frau Lange, daß Sie mal so 'ne Nachricht zu bringen haben. Wir sind doch alle keine Kinder auf'n Bau, aber das wollte keiner machen. — Und nur werd' ich 'ne Drohsche besorgen. Und dann fahren wir hin. Aber haben Sie bloß nich solche schreckliche Angst, — das kann ja kein Mensch mit ansehen!“ — Er eilte die Treppe hinunter. —

ic. Die Sonne als Ozonquelle. Das Ozon gehört zu den populärsten Chemikalien. Es ist eigentlich weder ein Element noch eine Verbindung, sondern eine Form von Sauerstoff in einem gewissen Zustand der Verdichtung oder der Anreicherung. Seit langer Zeit, fast so lange als man das Ozon überhaupt kennt, sind ihm besonders wohltätige Eigenschaften zugeschrieben worden. Namentlich führt man auf seine vermehrte Anwesenheit die besonders erscheinende Wirkung der See- oder Gebirgsluft zurück. Es ist in gewissem Grade denkbar, daß eine ozonhaltige Luft einen förderlichen Einfluß auf die Ernährung und damit eine günstige Wirkung auf das Allgemeinbefinden des Menschen ausübt, weil die Verbrennungsvorgänge im Körper durch die verstärkte Aufnahme von Sauerstoff beschleunigt werden. Es wäre aber auch denkbar, daß dem Ozon ein unbedingtes Lob zuteil geworden ist, und daß seine Gegenwart in der Luft nichts anderes bedeutet, als daß die Atmosphäre frei von Verunreinigungen ist. Alsdann würde das Ozon nur ein Merkmal frischer Luft sein, die ihre Vorzüge an sich und nicht in Ozon besitzt. Man hat sogar bezweifelt, ob das Ozon in nennenswerter Menge in der Luft vorkommt. Andererseits ist der Gegenwart von Wasserstoffsuperoxyd eine größere Bedeutung beigemessen worden. Sicher ist, daß die Ozonmenge in der Luft nur gering sein kann, wenn sie ausschließlich auf die elektrischen Entladungen bei Gewittern zurückzuführen wäre. Indes hat die Natur, wie ein Mitarbeiter des „Lancet“ ausführt, noch andere wahrscheinlich wirksamere Mittel zur Erzeugung von Ozon. Ozon entsteht z. B., wenn Phosphor in feuchter Luft langsam oxydiert. Noch bekannter ist die Bildung von Ozon, wenn nasse Wäsche einem scharfen trocknen Wind ausgesetzt wird. Noch viel bedeutamer aber ist vermutlich die Erzeugung von Ozon durch Licht und namentlich durch die ultravioletten oder sogenannten chemischen Strahlen der Sonne. Es ist überhaupt nicht unwahrscheinlich, daß bei einer elektrischen Entladung nicht diese selbst, sondern nur die entstehenden ultravioletten Strahlen zur Bildung von Ozon Veranlassung geben. Neue Experimente haben bewiesen, daß ultraviolettes Licht in gewissem Grade fähig ist, Sauerstoff in Ozon zu verwandeln. Wenn beispielsweise das Licht eines elektrischen Funkengebers durch eine Quarzplatte, die für ultraviolette Strahlen besonders durchlässig ist, auf Sauerstoff gelenkt wird, entsteht Ozon. Wird dagegen eine Glimmerplatte, die keine ultravioletten Strahlen durchläßt, an Stelle der Quarzplatte gesetzt, so findet keine Ozonisierung statt. Da nun die Sonnenstrahlen sehr reich an ultravioletten Bestandteilen sind, so läßt sich wohl denken, daß sie eine starke Ozonbildung veranlassen, und diese Auffassung würde viel dazu beitragen, die reinigende Kraft des Sonnenlichts verständlich zu machen. Da die ultravioletten Strahlen durch die Atmosphäre stark aufgefangen werden, so wäre es auch auf diese Weise erklärlich, daß der Ozongehalt der Luft im Gebirge ein größerer ist. Aus dieser Erkenntnis kann auch ein praktischer Erfolg entspringen. Man wird nämlich dadurch mit besonderer Stärke an die Bedeutung der Reinheit der Luft erinnert und wieder einmal ermahnt, den Kampf gegen Staub und Rauch mit Unermüdlichkeit fortzuführen. Wissenschaftlich ausgedrückt würde das heißen, daß in der Luft Durchgang für die ultravioletten Strahlen des Sonnenlichts geschaffen werden muß. —

— Die Bewässerung Ägyptens. Bekanntlich befindet sich in Ägypten eine bei weitem kleinere Fläche unter Bewässerung, als es bei Anwendung moderner Wasserbaukunst möglich wäre, unter den bestmöglichen Einfluß des Nils zu stellen. Ein gewaltiger Schritt ist durch die Errichtung des Staudammes bei Assuan getan worden. Der ursprüngliche Plan zu dieser Anlage mußte aber bekanntlich auf den Einspruch der Archäologen ganz bedeutend geändert werden, so daß ungefähr nur ein Drittel der Wassermenge angestaut werden kann, als zuerst beabsichtigt war. Aber selbst wenn der Damm bei Assuan nach dem ursprünglichen Plane zur Ausführung gekommen wäre, würde die Wassermenge noch nicht hinreichen, und es fehlte deshalb nicht an Vorschlägen, die ungeheuren Wasserreserven in den großen Seen des äquatorialen Afrikas für Ägypten nutzbar zu machen. Weniger phantastisch und auch wohl naheliegender war der Vorschlag, den Ausfluß des Tsanafes in Abessinien, des Quellsees des Blauen Nils, durch einen mächtigen Staudamm zu regulieren. Wie wir im „Engineering“ lesen, ist dieser Plan wieder von Russel Mitlen aufgenommen worden.

Nach seiner Angabe wäre ein Damm von nur 26 Fuß Höhe imstande, 25 000 Millionen Kubikmeter Wasser anzujammeln, eine Menge, die nicht nur völlig ausreichen würde, das ganze Niltal in Jahren mittlerer Wasserhöhe ständig zu bewässern, sondern sogar bei ganz niedriger Nilhöhe, wenn, wie berechnet, 13 000 Millionen Kubikmeter Wasser erforderlich wären. Einige Schwierigkeiten könnten dem Plan aus politischen Ursachen entgegenstehen, die sich jedoch mit einigem guten Willen aus der Welt schaffen ließen. — („Prometheus.“)

Aus dem Tierleben.

— Der „Straßb. Post“ wird von einem Leser geschrieben: Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einige Geschichten aus dem Seelenleben einer Kaze erzähle. Wir hatten eine Kanarienvogelzucht; neben dieser Zucht hatten wir im Hofe aber auch noch ungeliebte Gäste, nämlich Ratten. Für deren Vertilgung mußten wir eine Kaze anschaffen, weil die Ratten in die bereitgestellte Falle nicht hineingingen. Um nun unsere Vögel vor den Raubgelüsten der Kaze zu schützen, blieb uns nichts anderes übrig, als die Kaze mit den Vögeln vertraut zu machen, was uns nach ungefähr vier Wochen gelungen war. Wie ging das zu? Sämtliche Käfige wurden anfangs auf den Arbeitstisch gestellt und die Kaze — ein sehr kluges Tier — mitten zwischen diese gesetzt. Dabei zeigten wir ihr die Vögel und redeten ihr zu, sie dürfe den Tierchen nichts Böses tun. Obgleich die Kaze ein paarmal fortstrang, wurde sie immer wieder geholt, was freilich manchmal nicht ohne Beissen und Kratzen abging, bis sie endlich ruhig sitzen blieb. Wir nahmen dann die Vögel heraus, hielten sie in der Hand und näherten sie der Kaze. Das wurde täglich wiederholt, bis Kaze und Vögel einander kannten. Schließlich wurde ein Vogel herausgenommen und der Kaze ins Maul gesteckt: „Nicht beißen, schön halten!“ War es die Angst vor dem Stoch? Aber auch der Vogel hält sich nicht. Wachte er, in welcher Gefahr er sich befand? Es scheint so. Unter einem zärtlichen: „So, Minette, das war schön.“ wurde ihr der Vogel wieder abgenommen, der dann lustig im Käfig umhersog. Die Kaze leckte sich an der Kaze und ein Schluß war bemerkbar. Ein wehmütiger Blick folgte dem Vogel. Die erste Probe war überstanden. Die zweite bestand darin, daß der Vogel im Zimmer umhersog und von der Kaze gefangen werden sollte. Ich muß gestehen, wir alle glaubten, der Vogel sei nun unrettbar verloren. Gopp, da hatte sie ihn, packte ihn ganz sachte mit ihren Zähnen und nahm ihn zwischen die Zähne, sprang auf den Arbeitstisch und gab ihn meinem Vater in die Hand. Er untersuchte den Vogel, aber nicht ein Federchen war ihm gekrümmt. Und so ging das noch verschiedene Male. Wir dachten gar nicht mehr daran, daß die Kaze den Vögeln etwas zu leid tun könnte. Doch in einem unbewachten Augenblick war es um ihr gutes Herz geschehen. Ein Satz, und sie war oben an einem Käfig. Doch blieb sie dort mit den Krallen hängen und konnte weder vor- noch rückwärts, bis jemand hereinkam und sie herunterholte. Sie war sich ihres Vergehens bewußt, das sah man an ihrem ängstlichen Geben. Während man nach dem Stoch suchte, war sie durch das offene Fenster verschwunden. Mehrere Tage blieb sie unsichtbar, da sah sie eines Abends auf dem Dache und miaute. Wir riefen ihr, sie solle nur kommen, sie bekäme keine Wäsche; eine Sekunde später stand sie in der Stube und wachte vor Freude nicht, ob sie uns auf den Rücken oder auf den Kopf springen sollte. Sobald aber die Käfige zum Ruhen heruntergeholt wurden, war die Kaze nicht mehr in der Stube zu halten: sie riß schneunigt aus. —

Notizen.

— Von Fritz Mauthner erscheint Anfang Dezember ein neues Buch: „Totengespräche.“ —

— Karl Hauptmanns neues Schauspiel „Die Austreibung“ wird am Sonnabend im Lobe-Theater zu Breslau zum erstenmal aufgeführt. —

— „Das Jubiläum“, ein einaktiges Lustspiel von Otto Ernst, das in Form einer Schulmeisteridylle preussisch-medienburgische Schulverhältnisse schildert, wurde vom Hamburger Stadt-Theater erworben. —

— Wildenbruchs Drama „Die Lieder des Euripides“ hat bei der Aufführung in Weimar sehr gefallen. —

— In Zürich war es in früheren Zeiten Gebrauch, daß, wenn ein verheiratetes Paar um Scheidung der Ehe wegen angeblicher Unmöglichkeit, sich zu vertragen und weiter mit einander zu leben, einkam, beide Eheleute von Gerichtswegen zu allererst 14 Tage in einen einsamen Turm am See eingeschlossen wurden. Sie befanden sich dort in einem engen, höchst einfachen Zimmerchen und hatten nur ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl, ein Messer und eine Gabel zur Verfügung, obwohl die Streitenden ganz anständige Kost für diese „Tur“ zu zahlen hatten. Dort saßen sie grübelnd, einsam, so daß ihre Ruhe bei Tag und Nacht nur von der eigenen Verträglichkeit abhing. Erst wenn sie nach diesen überstandenen 14 Tagen noch immer auf ihrem Verlangen bestanden, wurde die Scheidung als wirklich begründet angenommen und bewilligt. Gewöhnlich war das unverträgliche Ehepaar aber schon in den ersten acht Tagen kuriert, hatte das „Seyen“ satt und bat um Entlassung.